



Berner
Fachhochschule



Zugänge zur Systemtheorie – fünf Porträts

Warum beschäftigt sich ein Mensch jahrelang mit Systemtheorie?
Und wie beeinflusst dies ihn und sein Denken? Salvatore Cruceli,
Dozent an der BFH, ist diesen Fragen nachgegangen und hat fünf
Lehrpersonen von Hochschulen im deutschen Sprachraum porträtiert.

Inhalt

- 3 Einleitung
- 4 Martin Hafen: Purist und Antidogmatiker
- 7 Heiko Kleve: Von der Praxisrelevanz der Systemtheorie
- 10 Sabine Klar: Suchende Bewegungen einer Praktikerin
- 13 Tilly Miller: Kommunikation, Bildung und die Suche nach Schnittstellen
- 16 Das zweite Leben der Juliane Sagebiel
- 19 Fazit



Impressum

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH,
Fachbereich Soziale Arbeit

Auflage: 700 Explare

Redaktion: Brigitte Pfister und Denise Sidler Kopp

Layout: BFH / Studio Longatti, Biel

Druck: Glauser AG, Fraubrunnen

Fotos: Trojana1712 / photocase.com (Titelseite),
Rolf Siegenthaler, Michael Hauri, Robert Polster,
Anna Jockisch

Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich
geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung der Redaktion.

Zugänge zur Systemtheorie:

Die Schnittstelle von Theorie und Person



Prof. Salvatore Cruceli
salvatore.cruceli@bfh.ch

Wie beeinflusst die langjährige Auseinandersetzung mit der Systemtheorie einen Menschen und sein Denken? Und wie kommt es dazu, dass sich ein Mensch überhaupt eingehend mit der Systemtheorie beschäftigt? Salvatore Cruceli ist in einem persönlichen Forschungsprojekt diesen Fragen nachgegangen und hat fünf Lehrpersonen aus Hochschulen in Luzern, Wien, Berlin und München interviewt. Deren Porträts und eine kurze Auswertung des Projektes erschienen in den «impuls»-Ausgaben von Januar, Mai und September 2014.

Systemtheorie ist nicht gleich Systemtheorie. Dies zeigt nicht zuletzt der erbitterte Theoriestreit, der den Fachdiskurs systemtheoretisch begründeter Sozialer Arbeit seit Ende der 90er-Jahre prägt. Die sich auf Niklas Luhmann berufenden Zugänge können unter dem Namen «Bielefelder Schule» zusammengefasst werden, während Silvia Staub-Bernasconi die wichtigste Vertreterin der sogenannten «Zürcher Schule» ist. Die beiden Zugänge sind so unterschiedlich, dass berechtigterweise gefragt werden kann, was den gleichzeitigen Rückbezug auf Systemtheorie irgendwie rechtfertigen könnte. Das Welt- und Menschenbild, das Verständnis von Wissenschaft und Forschung, der Stellenwert ethisch-normativer Aussagen und nicht zuletzt das Verständnis der Profession Soziale Arbeit sind in den beiden Schulen zu einem grossen Teil geradezu gegensätzlich.

In den ersten Jahren meiner Lehrtätigkeit konzentrierte ich mich vor allem auf den Ansatz von Silvia Staub-Bernasconi. Dieser hat im gesamten deutschen Sprachraum bis heute hohe theoretische Relevanz. Dank der langjährigen Denk- und Schreibarbeit dieser Pionierin verfügt die Soziale Arbeit über verschiedene diagnostische Verfahren und daraus abgeleitete Handlungsanleitungen. Die Theorie von Staub-Bernasconi ist äusserst systematisch aufgebaut und schaut mit analytischem Blick auf die individuelle, soziale und gesellschaftliche Dimension sozialer Probleme. Soziale Arbeit versteht sich dank solcher Bemühungen zunehmend als eigenständige Profession, mit einer spezifischen und grundsätzlich gleichberechtigten Expertise, die sich vor anderen Professionen nicht zu verstecken braucht.

Trotz der beträchtlichen Verdienste der Zürcher Schule hat sich meine persönliche Vorliebe im Laufe der letzten Jahre eindeutig hin zur Bielefelder Schule verschoben. Das auf Anhieb schwer zugänglich erscheinende,

abstrakte gedankliche Gebäude hat eine überraschend hohe Relevanz für die Praxis.

Auch scheint mir, dass die intensive Beschäftigung mit systemisch-konstruktivistischen Ansätzen meinen Blick auf die Welt nicht nur in Bezug auf die Soziale Arbeit verändert. Mein Welt- und Menschenbild ist nicht mehr dasselbe und auch mein Denken strukturiert sich gemäss systemischen Kategorien neu. Der Paradigmenwechsel findet somit nicht nur in Theorie und Praxis statt, sondern betrifft mich auch als Person. Aus dieser Konstellation heraus entstand der Wunsch, andere Fachpersonen direkt danach zu befragen, wie sich die Auseinandersetzung mit Systemtheorien in ihrem Denken, in ihren Überzeugungen und persönlichen Werten niederschlägt. Kurz: was die Beschäftigung mit Systemtheorien mit ihnen als Person macht.

Die folgenden, unsystematischen und thesenartig formulierten Aussagen sind an der Schnittstelle von Theorie und Person angesiedelt. Sie beschreiben meinen persönlichen Erkenntnisstand vor Beginn des Forschungsprojekts und sind nicht ohne weiteres generalisierbar.

1. Systemtheoretisch betrachtet ist das Weltbild von einer radikal konstruktivistischen Sichtweise geprägt. Diese verweist auf eine laufend stattfindende Konstruktionsarbeit des die Welt beobachtenden menschlichen Geistes. Radikaler Konstruktivismus bedeutet in dem Sinne nicht, dass die Welt einfach «erfunden» würde. Wir erleben kontinuierlich und z.T. schmerzhaft, wie sich unsere gedanklichen Konstruktionen in der – wohlgerneht real existierenden (!) – Welt nicht mehr bewähren und deshalb laufend revidiert werden müssen.
2. Systemisches Denken ist in hohem Masse «prozesshaft» und «zirkulär», denn es besteht ein Bewusst-

- sein darüber, dass die Komplexität der Welt durch lineare Ursache-Wirkung-Zusammenhänge in keiner Weise erfasst werden kann. Die Frage nach dem «Warum» verliert so an Bedeutung. Viel interessanter ist die Frage nach dem «Wie». Diese stellt Abläufe und deren Prozesscharakter in den Vordergrund.
3. Aus Sicht systemisch-konstruktivistischer Zugänge werden die vertrauten Kategorien «Mensch» und «Identität» radikal in Frage gestellt. «Mensch» ist gemäss Niklas Luhmann als theoretisches Konzept nicht mehr brauchbar. «Identität» (dazu gehören z.B. Beruf, Geschlecht, Nationalität) wird nun lediglich als eine gedankliche Konstruktion verstanden und ist nicht real.
 4. Kommunikationsprozesse werden aus einer ganz neuen Perspektive wahrgenommen. Höchst interessant ist dabei die Frage, wie Kommunikation im Rahmen eines konstruktivistischen Weltbildes überhaupt stattfinden kann. Wenn A und B miteinander kommunizieren bzw. miteinander zu kommunizieren glauben, ist es aus systemischer Sicht letztlich so, dass A nie überprüfen kann, was B denn verstanden hat und umgekehrt. Und doch ist es offensichtlich, dass Kommunikation funktioniert. Oder?
 5. Der Radikale Konstruktivismus führt letztlich zu einer neuen Einordnung der Wertefrage. Es kann keine absolut gültigen Werte geben. Hier entsteht eine grosse Spannung zu normativen Zugängen, die den Anspruch haben, universale Werte zu benennen. Eine Konsequenz davon ist u.a., dass die Expertise in der Sozialen Arbeit neu definiert wird. Expertin oder Experte ist nicht mehr, wer aufgrund von begründetem Fachwissen eine Diagnose stellt und Handlungsanleitungen gibt. Die Expertise in der Sozialen Arbeit besteht vielmehr im kompetenten Umgang mit Prozessfragen und im Wissen darum, dass es keine Wahrheiten gibt, sondern nur noch unterschiedliche Sichtweisen.
- Die Serie besteht aus fünf Portraits und einem abschliessenden Fazit. Die fünf Thesen und – ganz allgemein – das Verhältnis von Theorie und Person werden dabei als inhaltliche Rahmung dienen. Auch wird sich so an verschiedenen Stellen die Chance ergeben, auf spezifische Eigenheiten der systemtheoretisch begründeten Schulen zu verweisen. Meine fünf Interviewpartnerinnen und -partner sind: Prof. Dr. Martin Hafen in Luzern, Prof. Dr. Heiko Kleve in Berlin-Potsdam, Dr. Sabine Klar in Wien, Prof. Dr. Tilly Miller in München und Prof. Dr. Juliane Sagebiel in München.

Begegnung mit Martin Hafen: Purist und Antidogmatiker

Martin Hafen spricht mit unverwechselbarem Basler Dialekt. Er sei an der Frage nach dem Zusammenhang von (System-)Theorie und Person sehr interessiert: «Spannendes Projekt. Da mache ich gerne mit. Man kann erzählen und selber reflektieren. Das ist doch toll!»

1988 beginnt Martin Hafen das Sozialarbeitsstudium. Er ist inzwischen schon 30-jährig, verheiratet und Vater eines einjährigen Bubens. Vorher hatte er, mehr schlecht als recht und ohne besondere Motivation, ein Studium in Deutsch, Englisch und Geschichte begonnen und dieses schliesslich abgebrochen. Die nun neu einsetzende Lebensphase ist geprägt von einer engagierten Auseinandersetzung mit Theoriefragen. Nach der Diplomierung zum Sozialarbeiter folgen ein Soziologie-Studium und die Dissertation. 2005 erlangt er mit einem 700-seitigen Werk den fälligen Dokortitel.

Der erstgeborene Sohn ist inzwischen zu einem jungen Erwachsenen herangereift, die beiden jüngeren Söhne, mit Jahrgang '92 bzw. '94, nicht mehr allzu weit davon entfernt. In all diesen Jahren ist Martin Hafen – abwechselnd und immer wieder auch gleichzeitig – Ehemann, Familienvater, Hausmann, Student, Doktorand, Geschäftsleiter und Redakteur eines Magazins im Suchtbereich und vieles mehr. Seit 2001 ist er an der Hochschule Luzern in Lehre und Forschung tätig.

Martin Hafen beschreibt sich als ehrgeizig, beflissen und gleichzeitig kommunikativ. Dank dieser Eigenschaften schaffte er es in jungen Jahren, obwohl nach eigener Aussage «nicht übermässig talentiert», bis in die Tischtennis-Nationalmannschaft.

In der Studienzeit profitiert er von den damals noch existierenden grossen Freiräumen. Ideale Rahmenbedingungen für die nun einsetzende, langjährige Beschäftigung mit der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann. Auf die Frage, was denn deren Faszination ausmache, antwortet Martin Hafen im Laufe des Interviews mit vielfältigen, differenzierten und immer wieder neuen Elementen.

Grundlegend ist dabei, dass diese Theorie ihm einen Rahmen bietet, einen «roten Faden oder ein Raster», für andere Theorien, insbesondere für alle anderen soziologischen Theorien, «die ich nun einfach einordnen kann. Ich habe immer diesen Vergleichshintergrund gehabt mit der Systemtheorie.» Martin Hafen kann sich kaum mehr vorstellen, wie sein «Denken vor der Systemtheorie war». Es ist ein «Beobachtungshintergrund, ein Sinnhorizont und ich bin nicht mehr in der Lage, daraus auszutreten. Ich kann mir nicht mal mehr vorstellen, ausser episodisch, wie ich die Welt vorher gesehen habe. Ich habe teilweise auch, so wie es halt unter Sozialarbeitenden und Sozialarbeitsstudierenden fast ein wenig üblich ist, einen etwas normativen Blick auf die Welt gehabt. Ich wollte Leute überzeugen von guten und schlechten Dingen, bin dann teilweise ein wenig ins Moralisierende abgedriftet. Das habe ich durch die Theorie verloren. Ich



Prof. Dr. Martin Hafen, Dozent an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, Experte für Prävention und Gesundheitsförderung

bin nun gefangen in diesem Sinnhorizont, der zum Glück dafür ein sehr breiter ist, der mir sehr viel Sicherheit gibt im Alltagsleben wie im Berufsleben.»

Bei der Systemtheorie handle es sich um «eine extrem nicht-normative Theorie, wirklich eine sehr beschreibende, nüchterne Theorie. Das hat mich richtiggehend fasziniert. Es ist nicht Aufgabe der Wissenschaft, Normen aufzustellen.» Die Wissenschaft solle sich auf die nüchterne Beschreibung beschränken. Normativität komme danach, in einem zweiten Schritt, auf der Basis dieser Beschreibung. Gemäss Martin Hafen ist das aber nicht mehr Teil der Wissenschaft. «Meine Werturteile fälle ich nicht als Wissenschaftler, sondern als Privatmensch und als Sozialarbeiter und ich bin, glaube ich, auch so ein vehementer Kapitalismuskritiker, aber nicht als Systemtheoretiker, sondern als Privatmensch.»

Zentral für Theorie und Praxis ist für Martin Hafen die in der soziologischen Systemtheorie fundamentale Idee der Kontingenz. Die Dinge erscheinen uns auf eine bestimmte Weise und es gibt keine rational fassbaren Gründe dafür. «Wir könnten die Dinge auch anders sehen.» Schöne Beispiele für Kontingenz erlebt Martin Hafen während einer zweijährigen Asienreise, noch vor Beginn des Studiums: «Das war eine sehr prägende Erfahrung, was Kontingenzbewusstsein betrifft, was andere Lebensmöglichkeiten betrifft. Man kann auch anders leben als wir das hier in unserem Kontext tun. Zu sehen wie diese Leute leben, in Indien, in China ... wie ihr Leben dort verläuft und auch sie glücklich und unglücklich sind.» Kontingenz ist auch in seiner Lehrtätigkeit eine entscheidende Kategorie: «Mein zentrales Ziel ist, das Kontingenzbewusstsein der Studierenden zu erweitern. Man kann die Dinge auch anders sehen.»

Eine weitere bedeutende Dimension der soziologischen Systemtheorie ist für Martin Hafen die konsequente Differenzausrichtung. Hier geht es um die schwer vermittelbare philosophische Idee, dass die Dinge nicht einfach aus sich heraus so sind wie sie sind, sondern sich erst durch die fortlaufende, dynamische Abgrenzung von ihrer Umwelt konstituieren. Paradoxe Weise ist diese Differenz für das erkennende Subjekt wie ein blinder Fleck, daher nicht sichtbar, sondern höchstens ableitbar. Das macht deren besondere Schwierigkeit aus. Martin Hafen kommt immer wieder in die Situation, dass Studierende ihm da nicht mehr folgen können. Er hat nun aber ein gutes Erklärungsbeispiel gefunden: «Mein Lieblingsbeispiel, um die Differenz von System und Umwelt zu plausibilisieren, kam mir irgendwann mal als Idee unter der Dusche: Da ist das Loch, das immer nur ein Loch ist über dessen Rand. Das Loch kann kein Loch sein, wenn es nicht über den Rand definiert wäre. Das Loch ist die Einheit der Differenz von Loch und Rand. So ist das System, genau so.» Ein Loch existiert nicht aus sich heraus, es kann nur dann verstanden werden, wenn es über dessen Umwelt beschrieben wird.

Martin Hafen meint, dass die Schwierigkeit mit der Differenzausrichtung in unserer abendländischen Kultur angelegt sei. «In asiatischen Kulturen denken die Leute differenziell.» Obwohl selber nicht religiös («rein von der Theorie kann ich nur ein Agnostiker sein. Gott mag existieren oder nicht existieren. Wie könnte ich es wissen?»), sieht Martin Hafen im Buddhismus einige Bezüge zur systemtheoretischen Differenzausrichtung: «Zen-Meditation ist eigentlich genau der Versuch, aus dieser Differenzlogik herauszuspringen; also die Differenz zu verlassen, in den unterscheidungsfreien Zustand hineinzukommen, der dann als Nirvana bezeichnet würde. Das Problem ist, man kann nicht darüber erzählen, weil man sofort wieder in die Unterscheidungswelt hineinkommt, sobald man diesen Zustand verlassen hat ... wunderbar, passt alles sehr schön zusammen.» In erster Linie bietet die soziologische Systemtheorie Martin Hafen jedoch ein begriffliches Instrumentarium für sein Spezialgebiet: Prävention und Gesundheitsförderung. Sein langjähriges Projekt ist es, «auf der Basis der soziologischen Systemtheorie eine Reflexionstheorie von einem praktischen Handlungsfeld zu erstellen. Ich mache schwerpunktmässig genau das. Ich beschreibe auf der Basis der Systemtheorie verschiedene Handlungsfelder, hier spezifisch im Kontext von Prävention, Gesundheitsförderung und Sozialer Arbeit. Das ist mein Markenzeichen. Da habe ich mir mittlerweile, im deutschsprachigen Raum, eine gewisse Reputation erarbeitet.»

Aus Perspektive der systemtheoretischen Differenzausrichtung ist dabei der Bruch bzw. die Schnittstelle zwischen theoretischem Denken und Praxis besonders bedeutsam: «Wie kann ich Prävention kommunikativ mit meinen eigenen Mitteln so gestalten, dass ich zur relevanten Umwelt für ein System werde, in dem Sinne, dass es die Informationen abgewinnt, von dem was ich da als Lärm veranstalte.»

Seinen Freund Peter Fuchs, den vielleicht wichtigsten direkten Nachfolger von Niklas Luhmann, beschreibt er als «absoluten Antidogmatiker unter den Systemtheoretikern». Martin Hafen hätte sicher nichts dagegen, wenn ich ihm diese Eigenschaft ebenfalls zuschreiben würde. Einerseits strenger Purist in der kohärenten Anwendung der soziologischen Systemtheorien – Martin Hafen ist für eklektizistische Experimente nicht zu haben – andererseits durchaus bereit, innerhalb dieses begrifflichen Systems, die Positionen von Luhmann zu kritisieren und/oder zu erneuern. Purist und Antidogmatiker. ●

Erschienen in: «impuls» Januar 2014, S. 8 ff.

Begegnung mit Heiko Kleve: Von der Praxisrelevanz der Systemtheorie

Geboren 1969 in der DDR, lernt Dr. Heiko Kleve aufgrund familiärer und politischer Konstellationen schon in jungen Jahren, sich gleichzeitig in widersprüchlichen Kontexten zu bewegen.

Heiko Kleve wächst in einer Familie auf, «in der zwei Codes gepflegt wurden. Der eine Code bezog sich auf die Öffentlichkeit, sozusagen was man öffentlich sagen darf, während der andere Code nach innen gerichtet war. Letzterer wurde in der Familie gesprochen, wenn es um Kritik am damaligen System der DDR ging. Es gab somit zwei Wirklichkeiten, die eine privat familiär, die andere öffentlich.» In diesem Kontext lernt Heiko Kleve schon früh, zirkuläre Fragen zu stellen: «Wie sieht die Welt aus der Perspektive des anderen aus?»

Verstärkt wird die «innere Zerrissenheit der eigenen Identität» durch die spezifische familiäre Konstellation. Obwohl er den eigenen Vater erst im Erwachsenenalter kennenlernt, ist er durch dessen Herkunft stark geprägt: «Väterlicherseits kam meine Familie aus einer intellektuellen DDR-Welt. Mein Grossvater war Professor für Volkswirtschaft in Leipzig und arbeitete mit bekannten Namen der damaligen DDR-Elite zusammen, z.B. Jürgen Kuczynski oder auch Ernst Bloch. Ich stamme also aus einer Familie, die mit der DDR einerseits verbunden war, sich andererseits aber auch abgegrenzt und differenziert hat.» Denn aufgewachsen ist er bei den Grosseltern mütterlicherseits in Mecklenburg, in einer Handwerkerfamilie. «Das sind auch zwei Welten, zwischen denen ich mich bewege.»

1989 öffnet sich mit dem Sturz der Mauer eine ganz neue Wirklichkeit. «Da habe ich erlebt, wie all das, was bis dahin galt, das System der DDR, plötzlich zusammenbrach. Alles, was vormals gedacht und gesagt wurde, galt nicht mehr und es mussten ganz neue Codes, ganz neue Betrachtungsweisen angeeignet werden.»

Nach der Wende beginnt er an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, der heutigen Alice-Salomon-Hochschule in Berlin, sein Studium in Sozialer Arbeit. «Damals war der auslaufende Psychoboom noch sehr präsent und es gab viele Angebote mit starken Selbsterfahrungsanteilen. Das hat mich sehr geprägt und mich auch von der Persönlichkeit her verändert. Ich habe dann immer das Gefühl gehabt, dass meine konkreten Fälle aus der Sozialen Arbeit auch etwas mit meiner Persönlichkeit zu tun haben. Wie ich die Welt betrachte oder was ich in der Welt erlebe, ist immer auch ein Spiegelbild meiner selbst. Es geht dabei um Selbstreferenzialität, wenn man es systemtheoretisch beschreiben will. So wie ich die Welt erlebe, so kriege ich etwas von mir selber dadurch mit. Ja, die Welt ist letztlich auch ein Spiegel meiner selbst. Ich kann mich darin selbst erkennen und entwickeln.»

Kleve bezieht sich hier auf die in der Systemtheorie von Niklas Luhmann fundamentale Idee der Autopoiesis, die wiederum bedeutsame Konsequenzen für Kommunikations- und Hilfeprozesse in der Sozialen Arbeit hat. Damit ist gemeint, dass «Systeme eine Eigendynamik entwickeln, eine Selbstorganisation, und ich kann diese von aussen nur anregen, bestenfalls irritieren. Aber ich kann sie nicht determinieren und auch nicht in eine gewisse Richtung lenken.» Die Autopoiesis betrifft auch psychische Systeme. «Es ist kein Sender-Empfänger-Modell. Es ist nicht so, dass ich jetzt hier was absende und Sie empfangen das. Es wird ja keine Materie hin und her geschickt, sondern es wird hier Luft in Schall umgewandelt und jeder von uns zieht daraus gewisse Informationen auf der Basis der eigenen psychischen Kategorien. Ich kann nicht bewirken, dass Sie das denken, was ich gerne hätte. Ich kann was sagen, aber was Sie draus machen, liegt nicht in meiner Kontrolle.»

Die Frage nach wichtigen Kategorien systemischen Denkens beantwortet Heiko Kleve u.a. mit der «hohen Kontextgebundenheit» jeder Beobachtung: «Je mehr ich es schaffe, Zusammenhänge zu sehen, Einzelteile in Kontexten zu betrachten, desto systemischer betrachte ich die Welt. Der Kontext prägt das, was wir gerade erleben, was wir gerade wahrnehmen, was wir gerade fühlen.» Dies lässt sich nun auch auf das Menschenbild übertragen: «Menschen kann man immer nur kontextbezogen wahrnehmen und einordnen. Damit sind Beschreibungen von Menschen immer verkürzt, immer nur Ausschnitte. Ich komme nie an eine Beschreibung ran, die dem Menschen als Ganzes gerecht werden kann. Dies bedeutet letztlich, dass ich nicht an einen Kern glaube, der immer da ist. Ich glaube, es gibt etwas, das Verbindung stiftet, das Zusammenhang stiftet, das ist das fortlaufende Denken und die fortlaufende Kommunikation.»

Dieses Menschenbild ist ohne Weiteres von der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann ableitbar. Gleichzeitig stellt Kleve eine interessante Parallele her zum Menschenbild der «Dialektik der Aufklärung» – dem auf Horkheimer und Adorno zurückgehenden Klassiker der Kritischen Theorie. So «hat die <Dialektik der Aufklärung> gewisse Verwandtschaften mit Luhmanns Vernunftsskepsis.» Beide Zugänge beschreiben letztlich, wie die Macht des rationalen Menschen über die Natur (bzw. über Systeme) in höchstem Masse relativiert werden muss. Bezogen auf die innere Natur des Menschen beschreibt Sigmund Freud – eine wesentliche Quelle für die Kritische Theorie – diesen Umstand übrigens mit der desillusionierten Einsicht, dass «das Ich nicht Herr ist im eigenen Haus.»



Dr. Heiko Kleve, Professor für soziologische und sozialpsychologische Grundlagen sowie Fachwissenschaft Soziale Arbeit an der Fachhochschule in Potsdam, Fachbereich Sozialwesen – aktuelle Schwerpunkte in Lehre und Forschung: systemisch-konstruktivistische und postmodern orientierte Theorien und Methoden Sozialer Arbeit

Die Verknüpfung von systemtheoretischen Inhalten mit linken, gesellschaftskritischen Zugängen ist bei Heiko Kleve nicht überraschend. Geprägt durch die Herkunft aus der DDR kommt er schon in jungen Jahren mit dem Marxismus in Berührung. «Ich habe immer auch ein Faible gehabt für Grosstheorien, die den Anspruch haben, die Welt zu erklären. Ich kann mit dem Marxismus sehr viel anfangen.» Allerdings ist sein heutiger Blick diesbezüglich differenziert: «Ich glaube nicht mehr an eine linke, an eine sozialistische Idee. Wir wissen im Marxismus, wer die Bösen und die Guten sind. Wir wissen genau, gegen wen wir kämpfen müssen, wie es richtig sein soll. Das steckt im linken Gedankengut drin. An solche Geschichten glaube ich nicht mehr. Ich denke, es ist viel komplexer. Dennoch habe ich eine starke linke Prägung.»

Die soziologische Systemtheorie von Niklas Luhmann ist der Ausgangspunkt der theoretischen Bemühungen von Heiko Kleve. Kritisch meint er jedoch, dass sich Luhmann fast ausschliesslich als Beobachter positioniert. «Wie Probleme nun konkret gelöst werden können, darüber hat sich Luhmann keine Gedanken gemacht. Er hat einfach die Welt angeschaut.» Genau hier setzt Heiko Kleve an: «Ich sehe mich an der Stelle, wo es darum geht, Theorie und Praxis durch Methoden zu verbinden. Methoden sind das Bindeglied zwischen Theorie und Praxis.»

Überhaupt sieht sich Kleve «in einer Position, in der es darum geht, die Systemtheorie von Luhmann mit anderen theoretischen Bewegungen zusammenzubringen. Ich glaube nicht, dass es ein systemtheoretisch reines widerspruchsfreies Grundgerüst geben kann.» Auf die

Frage, wie er mit dem Vorwurf des Eklektizismus umgeht, antwortet Kleve, dass er eine «offene, fragmentarische Perspektive» vertritt – und meint daraufhin unverblümt: «Ja, diese ist eklektisch.» Seiner Meinung nach passt dieser Eklektizismus zur Praxis der Sozialen Arbeit in der Postmoderne. «Es gibt nicht die eine Vernunft, es gibt nicht die eine Wahrheit, sondern es gibt viele nebeneinanderstehende Perspektiven, die alle möglicherweise im Widerspruch stehen. Genau wie die postmoderne Gesellschaft polykontextual ist, genau so versuche ich dies in meinem Denken zu widerspiegeln.»

«Postmoderne Soziale Arbeit ist somit erfolgreich in Bezug auf die Expansion von Tätigkeitsfeldern. Sie ist für vieles offen und lässt sich darauf ein. Soziale Arbeit als postmoderne Profession geht in die Schnittstellen, in die Spalten, wo bisher noch nichts läuft, und bietet da was an.» Heiko Kleve sieht dabei immer auch ethische Risiken. «Man kann sich dann fragen, wo die Soziale Arbeit Grenzen erkennen muss, wo sie dann vielleicht nicht agieren soll. Soziale Arbeit gab es auch im Faschismus und im deutschen Nationalsozialismus. Da hat sie mitgemacht und sich in das System eingefügt. Wie erkennt die Soziale Arbeit menschenfeindliche, sozialfeindliche, vernichtende Tendenzen? Wo sind die Grenzen dieser Chamäleonhaftigkeit? Mit diesen Fragen muss sich postmoderne Soziale Arbeit befassen.» ●

Erschienen in: «impuls» Mai 2014, S. 6 ff.

Begegnung mit Sabine Klar: Suchende Bewegungen einer Praktikerin

Für Dr. Sabine Klar geht die Auseinandersetzung mit Theorie Hand in Hand mit der eigenen persönlichen Geschichte. Mehrere Male kommt es in ihrer bewegten Biografie zu einer radikalen Neuorientierung, die sich gleichzeitig in konkreten Handlungen und im eigenen Denken widerspiegelt.

Sabine Klar arbeitet in Wien am – von ihr mitgegründeten – «Institut für angewandte Menschenkunde» als Lehrperson, Psychotherapeutin und Supervisorin. Aufgrund der expliziten Bezugnahme auf systemische Zugänge und der gleichzeitigen hohen Praxisorientierung stellt ihr Profil eine bereichernde Ergänzung unter den in dieser Serie anvisierten Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern dar.

Sabine Klars Familie stammt ursprünglich aus der linken Arbeiterbewegung. «Das ist eine stolze Geschichte. Mein Grossvater war während der Dolfuss-Diktatur im Gefängnis und in der Nazizeit im Widerstand. Mein Onkel war Pazifist und hat sich in Russland während eines Kampfes einfach den Russen übergeben. Sie haben alle überlebt, muss man sagen.»

Nach einem ersten biografischen Bruch in jungen Jahren, der sie zu einer christlichen Grundorientierung führt, beginnt Sabine Klar Ende der 80er-Jahre auf dem zweiten (bzw. dritten) Bildungsweg eine Ausbildung im Bereich der Psychotherapie. In diese Zeit fällt die Entdeckung der Systemtheorie, die sich dann auch in der persönlichen Lebensgeschichte radikal spiegeln wird. «Ich bin als überzeugte Christin in die Ausbildung gegangen. Ich hatte damals ein Dirndl an und trug ein Kreuz, ein grosses Holzkreuz, und wäre deswegen fast nicht aufgenommen worden. Ich bin sehr moralisch gewesen und auch sehr korrekt in meiner Lebensführung. Hinausgegangen bin ich als eine, die sich religiös aufgelöst hat, die Ehe umgestossen und ihre Bezugsgruppe verlassen hat – also ein ganz anderer Mensch, ganz anders gekleidet, völlig verändert. Insofern hat das Systemische sehr viel mit mir gemacht. Die Idee, die ganz radikale konstruktivistische Idee, dass ich mir meine eigene Welt erschaffe, dass es diese so nicht gibt, hat mir einerseits den Boden unter den Füssen weggezogen und andererseits viel Freiheit ermöglicht.»

Das Systemische prägt bis heute die Identität und das Denken von Sabine Klar: «Von der Sozialisation her bin ich Systemikerin. Mein «Wording» ist systemisch. Ich kann gar nicht anders, das merken andere oft mehr als ich selbst. Systemikerin zu sein bedeutet, dass ich mir meiner Subjektivität bewusst bin, trotzdem mit ihr arbeite, sie einbringe, sie ernst nehme, sie verantworten und gleichzeitig wieder überschreite. Systemikerin zu sein bedeutet, dass ich alleine gar nichts erkennen, wahrnehmen oder bewirken kann, dass ich mein Gegenüber brauche, die Sichtweise des Klienten, dessen Perspektive, dass wir nur miteinander etwas erschaffen können, was für ihn hilfreich ist. Systemikerin zu sein geht einher mit einem Fokus auf Zusammenhänge und auf Beziehungsverhältnisse. Letztlich ist es auch ein

lösungsorientierter Fokus, ein «Hier-und-Jetzt»-Fokus, eine Gegenwarts- und Zukunftsorientierung. Systemikerin zu sein geht einher mit einem Vertrauen, einem systemischen Vertrauen, dass sich da etwas tut, das ich nicht direkt beeinflussen kann, und es auch nicht notwendig ist, direkt Einfluss zu nehmen. Es kann auch genügen, etwas zu verstören im Wissen darum, dass das System sich – im Sinne einer Stabilisierung bzw. Neugestaltung – wieder organisiert. Bei all der Aufregung, die menschlich eine Rolle spielt, habe ich in der Zwischenzeit auch eine gewisse Gelassenheit im Hinblick auf den Prozess entdeckt. Das alles halte ich für systemisch.»

Systemisches Denken impliziert immer auch, dass Dinge anhand deren Zweckmässigkeit bzw. Viabilität gemessen werden und nicht anhand eines eventuellen Wahrheitsanspruchs. Auch da identifiziert sich Sabine Klar eindeutig mit der systemischen Position: «Ich habe eine Konstruktion, die mir im Moment dient. Ich weiss nicht, ob sie wahr ist oder nicht, doch sie ist funktional und zweckmässig.»

Mit dem systemischen Zugang stösst Sabine Klar mit der Zeit jedoch auch an Grenzen. Den Konstruktivismus verbindet sie mit einer Beliebigkeit, die ihr zunehmend – bis tief in ihr alltägliches Leben – Schwierigkeiten bereitet. «Dieses ganze Konstruktivistische hat für mich keinen Boden. Da war ich gegen Ende der 90er-Jahre recht verloren. Da war alles möglich, so könnte es ja auch noch sein und andersherum ebenfalls. In dieser ganzen Beliebigkeit habe ich keinen Halt gefunden. Alles, was mir Halt hätte geben können, habe ich geistig als Konstrukt entlarvt. Da hat mir das Systemische nicht mehr ausgereicht. Ich musste einen Schritt weitergehen.»

Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf das systemische Menschenbild: «Im Systemischen ist mir der Mensch als Gegenüber abhandengekommen. Da ist der Mensch eine relationale Persönlichkeit und existiert nur noch über Kommunikationsprozesse. Er existiert nur noch in Kontexten als ein Konstrukt. Ich bin von diesem Menschenbild weggekommen und bin froh darum.»

An der Theorie von Niklas Luhmann kritisiert sie vor allem die mangelnde Umsetzung in die Praxis: «Ich habe versucht, Luhmann zu lesen, habe mir das Gehirn zermartert, habe auf der theoretischen Ebene dann gemeint, irgendwas zu verstehen, doch konnte ich dies mit der Praxis nicht verbinden.»



Dr. Sabine Klar – Institut für angewandte Menschenkunde, Wien – Verhaltensforscherin (Zoologie, Humanethologie), Religionspädagogin, Psychotherapeutin, Supervisorin, Lehrtherapeutin

In diese Zeit fällt die Begegnung mit dem Philosophen Franz Reithmayr. «Etwa 1997 habe ich bei ihm mit Supervisionen begonnen, wo wir Fälle besprochen haben. Er hat mir ganz andere Rückmeldungen gegeben als meine systemischen Kollegen und Kolleginnen, im Sinne des Aufdeckens von – auch systemisch – blinden Flecken. Ich bin dann draufgekommen, dass es sehr fruchtbar sein kann, solch unterschiedliche Perspektiven in den Therapieprozess hineinzubringen. Seither arbeiten wir zusammen. Nun bieten wir Therapien, Supervisionen und Selbsterfahrungsgruppen zu zweit an. Ich halte es für ein sehr systemisches Setting, einen Denkfremden hineinzuholen, der die Dinge nochmals ganz anders betrachtet, im Sinne einer weiteren Perspektive. Wir teilen uns das Geld. Es ist ein Luxus, auch für uns beide.»

Dank dem Philosophen Reithmayr entdeckt Sabine Klar die Schriften von Friedrich Nietzsche und findet da Antworten auf Fragen, welche von der Systemtheorie aus ihrer Sicht unbefriedigend beantwortet werden. «Nietzsche ist mir wichtig geworden. Er stellt das Animalische im Menschen in den Vordergrund. Erst über das Animalische – ich nenne es gerne auch «das Viech» – wird der Mensch zugänglich und verstehbar.» Dank Nietzsche stellt Sabine Klar so auch einen Rückbezug her zu ihrem Quellenberuf, der Ethologie. Sie hatte Ende der 70er, Anfang der 80er-Jahre in Wien Zoologie (im Umkreis von Konrad Lorenz) studiert und beim Kulturethologen Otto König dissertiert. «Das verbindet mich zur Ethologie von damals. Wie mein Kollege Reithmayr immer sagt: «Der Mensch ist ein komisches Viech» – ein Wesen, dessen Körper animalisch funktioniert und in dessen Schädel mitredende Diskurse ablaufen. Es ist wichtig zu unterscheiden, zu welchem dieser Diskurse dieses Wesen «Ich» sagen will. Wir arbeiten im Grunde mit Externalisierungen. Wie wirkt es sich aus, wenn ich etwas mit Ich-Energie füttere? Dabei wirkt das Leibliche, das Animalische wie eine Art Schwerpunkt, der es ermöglicht, sich selbst anders zu positionieren. Dank dem expliziten Rückbezug auf «das Viech» kann in der Therapie leichter auch auf non-verbale Formen der Kommunikation zurückgegriffen werden. Wenn z.B. Reviere überschritten werden, kann Fauchen, Zähnefletschen oder Knurren im Gegensatz zur verbalen Äusserung ungleich effektiver sein.»

Im Hinblick auf das Menschenbild empfiehlt sie die «Moralschriften» von Nietzsche. «In «Jenseits von Gut und Böse» gibt es eine wunderbare Stelle, in der Nietzsche das Verhältnis von «Ich» und «Selbst» beschreibt. Das Selbst entspricht dabei nicht – wie so oft – einem höheren Selbst, sondern dem Leib, der animalischen Natur. Das kleine und sprunghafte «Ich» glaubt, es habe alle Macht und Freiheit, doch ist es im Grunde vom Leib bestimmt, der es halt, in seinem eigenen Interesse, tanzen lässt.»

Auch aus ethischer Sicht ist Nietzsche für Sabine Klar eine wichtige Quelle: «Nietzsche vertritt eine dezidierte Amoralität, was nicht heisst Unmoralität. Jedes Wesen muss sich dabei – jenseits von Moral – sein «eigenes Gutes» erarbeiten. Die Idee «des eigenen Guten» übernehme ich von Nietzsche. Es ist nichts Moralisches, es ist etwas, was einem Lebewesen in einer spezifischen Lebenssituation gut tut. So wird in Therapien ein schöner Fokus hergestellt: einerseits die Orientierung am Leiblichen und andererseits am dem, was einem wirklich gut tut. So entsteht ein guter Schwerpunkt bei der «Unterscheidung der Geister», bei der Neukonstruktion der eigenen Persönlichkeit.»

Ganz vorsichtig, fast schon prüde, meint Sabine Klar zum Schluss des Interviews, dass das Christentum für sie auch heute noch eine wichtige Rolle spielt. «Ja, ich habe noch Bezüge, es ist fast peinlich zu sagen. Es entspricht nicht der Mode – als Therapeutin kann man leichter Buddhistin sein – doch ist mein Bezug zu einer «jesuanischen Spiritualität» weiterhin sehr stark.» ●

Erschienen in: «impuls» Mai 2014, S. 9 ff.

Begegnung mit Tilly Miller: Kommunikation, Bildung und die Suche nach Schnittstellen

Im Jahre 1957 geboren, wächst Tilly Miller in bäuerlichem Milieu im bayerischen Allgäu auf. «Ich war die Jüngste von drei Kindern. Es war eine schöne Zeit, doch bin ich als Nachzüglerin ambivalent aufgewachsen.»

«Meine Geschwister waren sieben und fünf Jahre älter. Ich störte da eher. Auch im Dorf war die Generation meiner Geschwister dominant, meine Generation war kaum vertreten. Das hatte zur Folge, dass ich mich viel alleine beschäftigen musste und vor allem mit Erwachsenen zu tun hatte. Als ich dann in die Schule kam, war das für mich das Eldorado. Plötzlich waren viele Kinder da und ich fühlte mich sehr wohl.» In der Schule entstand auch der Wunsch, später im Bildungswesen tätig zu sein. «Ich hatte das grosse Glück, Lehrerinnen zu haben, die reformpädagogisch ausgebildet waren. Das waren ganz tolle junge Frauen, die demokratisch orientiert waren, die freundlich waren, die mit den Kindern gut umgingen.» Kommunikation und Bildung werden für Tilly Miller so zu einem wesentlichen inneren Antrieb: «Das hat mich nie verlassen. Bildung ist mein innerer Motor, gerade im Hochschulkontext. Dabei sehe ich meine Rolle darin, für offene und neugierige Studierende Ermöglichkeiten zu schaffen. Wesentlich ist dabei die Frage nach Schnittstellen zwischen mir und meinem Gegenüber. Schnittstellen erlauben unmittelbares Verständnis. Kommunikation funktioniert einfach: Wie kann ich bewusst mit Klienten umgehen und Gespräche führen? Wie kann ich zum Anderen, der ganz anders lebt, aus einer ganz anderen Struktur kommt, aus einem ganz anderen Milieu, eine Schnittstelle aufbauen?»

Tilly Millers Interesse für Politik und Politikwissenschaft wurzelt ebenfalls in der Kindheit. Ihre Familie ist väterlicherseits seit jeher in der lokalen Politik verwurzelt. «Mein Vater kam aus einer Bürgermeisterfamilie und war politisch sehr engagiert. Ich bin mit der Politik aufgewachsen, natürlich mit der Kommunalpolitik, doch – dank dem Fernseher – auch mit der Weltpolitik.»

Überhaupt war für Tilly Miller die Beziehung zum Vater bedeutsam. «Der erste wirklich eindrucksvolle Mensch, das war für mich mein Vater. Es gab dabei viele Dinge, an denen ich mich gerieben habe, denn ich gehöre in eine Generation, die sich aus dem Patriarchat herauschälen musste. Er war ein Sozialpatriarch, sehr einnehmend, aber auch sehr viel Freiheit gewährend.

Zu Kriegszeiten war mein Vater als einfacher Soldat in Russland und hatte das grosse Glück, unverletzt zurückzukommen.» Tilly Miller bewundert die liberalen Werte und die Offenheit, mit denen er der ansässigen russischen Bevölkerung während des Krieges begegnete.

Zum Nationalsozialismus behielt ihr Vater eine kritische Distanz: «Er war kein Nazi. Zu seiner Zeit waren die Dörfer eingeteilt: Nazi-Dorf – Nicht-Nazi-Dorf. Unser Dorf war kein Nazi-Dorf. Ich war froh, diesen Nationalsozialismus nicht in der engsten Familie zu haben, das hat mich sehr entlastet. Trotzdem war es für mich nicht immer einfach. Im Ausland wurden wir, zum Beispiel bei einem Schüleraustausch, mit Naziparolen begrüsst. Auch wenn wir in unserer Familie – schon zu Kriegszeiten – eine eher kritische Haltung hatten, war die nationalsozialistische Vergangenheit daher doch belastend.»

Während des Studiums in Politikwissenschaft beginnt eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Systemtheorie von Niklas Luhmann, die sich im Hinblick auf das Verständnis gesellschaftlicher Strukturen für Tilly Miller als sehr fruchtbar erweist. «Die Systemtheorie ermöglicht mir eine immense Horizonterweiterung. Wenn ich – bis hin zum Globalen – Prozesse analysiere, dann leistet mir die Systemtheorie eine grosse Hilfe. Ich kann dank der Systemtheorie die Mikro-, die Makro- und die Mesoebene miteinander verbinden. Ich kann grosse Horizonte und die Komplexität gesellschaftlicher Strukturen erfassen.» Dank der Systemtheorie verfügt Tilly Miller über einen Zugang, welche den deutschen Nationalsozialismus wenigstens ansatzweise erklärt: «Ich konnte mir erst durch die Systemtheorie langsam vorstellen, wie sowas aufgebaut werden kann, wie Menschen funktionalisiert werden können und wie sich Menschen funktionalisieren lassen.

In Verbindung mit dem Konstruktivismus handelt es sich bei der Systemtheorie um einen sehr brauchbaren modernen Ansatz.» Den Konstruktivismus betrachtet Tilly Miller als «sehr gutes wissenschaftliches Konzept, das uns Menschen erst mal in unserer Wichtigtuerei relativiert. Er beeinflusst die Kommunikation positiv und hat daher hohe Praxisrelevanz. Der Konstruktivismus verweist auf die Grenzen unserer Wahrnehmungsfähigkeit.»



Prof. Dr. Tilly Miller ist Professorin für Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Politikwissenschaft an der Katholischen Stiftungshochschule München. Miller leitet das Vertiefungsgebiet Erwachsenenbildung und das Theaterpädagogische Zentrum.

Doch hat die Systemtheorie auch ihre Schwächen. Interessanterweise sieht Tilly Miller da Parallelen zu Luhmanns Biografie. «Das hat vielleicht sogar etwas mit der Person von Luhmann zu tun. Er hatte mit seinen Studierenden irgendwie einen guten Kontakt, war auch wohlwollend und zugewandt. Im Grunde war er aber ein sehr isolierter Mensch. Er war von der deutschen Verwaltung sehr geprägt und versuchte dieses Verwaltungsgedanken in den Systemen immer wieder zu erfassen. Er war einerseits offen, sehr menschenfreundlich, zum anderen war er im Zuge seiner Theorie ein Pessimist. Ich finde, dieser Systempessimismus schwingt in der Theorie mit.» Tilly Miller tut sich schwer damit, dass bei Luhmann alles von Systemen und Systemlogik bestimmt ist. «Letztlich fehlt der Mensch. Dieser ist systemischen Zwängen hilflos ausgeliefert. Wenn man die Luhmann'sche Brille nimmt, ist da eine Ernüchterung, die aber nicht wirklich konstruktiv weiterführt. Man kommt immer an diesen einen Punkt: Systeme dominieren das Ganze. Die funktional differenzierte Gesellschaft geht mit beträchtlichen Systemproblemen einher: Ressourcenausbeutung, Umweltausbeutung, soziale Ausbeutung. Man kann all diese Phänomene in der Logik der Systeme nachvollziehen bis hin zum Nationalsozialismus. Doch wie geht's weiter? Das finde ich bei Luhmann sehr schwierig. Diese Grundkonstellation machte mir viel Kopfzerbrechen.»

In der Systemtheorie wird die Bedeutung des personalen Akteurs wissenschaftlich nicht genügend herausgearbeitet. Das ist die Grenze der Systemtheorie. «Die Systemtheorie hat eine inhärente Begrenzung zum personalen Akteur hin, aber auch eine Begrenzung zum Potenzial von Menschen. Da ist die Frage, ob ich überhaupt noch dran glaube, dass Menschen irgendwas in Bewegung setzen können. Ich komme somit an eine Grenze. Mit diesem ewigen Systemblick verliere ich den Menschen aus dem Blickfeld. Ich verliere die Fragen um den Menschen, ich verliere die philosophischen Fragen. Da finde ich den Systemblick reduktiv. Das ist für mich die absolute Grenze der soziologischen Systemtheorie.»

Somit unterscheidet sich das Menschenbild Tilly Millers von demjenigen der Luhmann'schen Systemtheorie: Tilly Millers Mensch hat die Fähigkeit, aus der Vergangenheit zu lernen. Er kann Macht ausüben und Systeme bewusst neu gestalten. Systemischen Zwängen ist er zwar unterworfen, doch hat er gleichzeitig das Potenzial als personaler Akteur aufzutreten.

Auch in Bezug auf die Wertedimension sieht sie im Zusammenhang mit der Systemtheorie wichtige Grenzen. Bekanntlich fehlt bei Luhmann die normative Dimension. Tilly Miller sucht hingegen den unmittelbaren Anschluss an moderne aufgeklärte Werte wie «Solidarität, Gerechtigkeit und ökologische Nachhaltigkeit». Sie macht an dieser Stelle auch einen Bezug zu den Religionen und vertritt die Vision einer Weltgemeinschaft, welche sich auf «die grossen Texte der Hochreligionen bezieht und daraus gemeinsame, universale Werte ableitet. Das wäre im Sinne einer Weltgemeinschaft ein starker Weg der Identität!» ●

Erschienen in: «impuls» September 2014, S. 13 ff.

Das zweite Leben der Juliane Sagebiel

Im Alter von sieben oder acht Jahren hat Juliane Sagebiel ein Schlüsselerlebnis: «Ich war mit meinem Vater auf einer Reise und konnte nachts nicht schlafen. «Komm, erzähl mir eine Geschichte», sagte ich.»

«Dann hat er mir erzählt, dass es in China Menschen gibt, die nichts zu essen haben. Die sind so arm, dass sie auf der Strasse sterben. Und dann gibt es reiche Leute, die ganz viel Geld haben. Das fand ich schrecklich! Und dann habe ich ihm Löcher in den Bauch gefragt. Darauf mein Vater: Warum fragst du so viel? Meine Antwort: Ich will das ändern!»

Nach dem Studium in Sozialer Arbeit arbeitet Juliane Sagebiel Ende der 70er-Jahre in einem Berliner Sozialdienst. Sie wird da jedoch nicht glücklich: «Ich war eingebunden in ein bürokratisches System. Meine Kolleginnen und Kollegen machten therapeutische Fortbildungen, Psychodrama und Gestalt. Ich habe bald bemerkt, dass mich das wenig interessiert. Einzelfallberatung liegt mir nicht. Da fühle ich mich wenig kompetent. Privat tue ich das gerne, aber wenn ich keine – fast würde ich sagen – innere Liebe habe, dann kann ich das nicht, dann habe ich dazu keine Kraft. Ich bin so froh, dass wir unseren Nächsten nicht lieben müssen! Wir müssen ihn nur akzeptieren und tolerieren, das ist schon schwer genug. Ich war also keine gute Sozialarbeiterin!» Diese selbstkritische Aussage wird allerdings gleich wieder relativiert: «Wenn ich auf Ebene des Stadtteils oder des Gemeinwesens tätig sein konnte, dann war ich eine gute Sozialarbeiterin!»

Nach einem Zweitstudium in Erziehungswissenschaft und einem neuerlichen Abstecher in die Praxis folgt eine Promotion im Bereich der Erwachsenenbildung. «Danach habe ich als Trainerin in Banken und Versicherungen gearbeitet. Ich verdiente zwar viel Geld, doch fühlte ich mich zu wenig herausgefordert. So habe ich mich nebenher auf ausgeschriebene Professuren in der Republik beworben.»

Mit Erfolg, denn Juliane Sagebiel erhält eine Stelle als Professorin an der Hochschule München. Nun hat sie die Möglichkeit, sich in Luhmanns Werk einzulesen. «Ich war ganz begeistert! Luhmann erklärt, was ich im Sozialamt mit dieser Bürokratie erlebt habe. Er erklärt mir, warum ich so oft gescheitert bin, wenn ich als Sozialarbeiterin mit der Verwaltung für meine Klientinnen und Klienten verhandelt habe. Mir gingen ungeheuer viele Lichter auf!

Dazu kommt, dass Luhmann einfach Spass macht, wenn man ihn mal verstanden hat. Doch man versteht ihn nur, wenn man ihn schon bereits verstanden hat. Luhmann hat durch diese Paradoxie einen Witz. Mit Luhmann kann man spielen, da fliesst was.»

Die Auseinandersetzung mit Luhmanns Werk überschneidet sich zeitlich mit der Begegnung mit Silvia Staub-Bernasconi. Die – von letzterer mitbegründeten – Zürcher Schule ist die ontologische Variante der Systemtheorie und unterscheidet sich in ihren Grundannahmen eklatant von der auf Luhmann gründenden Bielefelder Schule. Der wohl wichtigste Streitpunkt betrifft das Welt- und Menschenbild. Dieses ist in Zürich realistisch, in Bielefeld dagegen radikal konstruktivistisch.

Noch vor Antritt der Professur in München hatte Juliane Sagebiel einen gut gemeinten Rat erhalten: ««Wissen Sie, Sie sollten mal Staub-Bernasconi lesen!» So habe ich mir eines ihrer Bücher gekauft. Ich tat mich jedoch äusserst schwer damit, war dementsprechend und im Gegensatz zu Luhmann nicht begeistert und habe es dann auch wieder weggelegt.

Einige Zeit später kam es dann zu einer – fast möchte ich sagen – für mich schicksalhaften Wende. Ich wurde angefragt, in Zürich an einem Kongress teilzunehmen und dort den abschliessenden Bericht zu verfassen. Staub war da, Geiser war da, Obrecht war da. Die gesamte Zürcher Schule war da! Alles war besetzt im Konferenzsaal, nur in der ersten Reihe war noch ein Platz frei und zwar neben Staub-Bernasconi. Das sollte wohl so sein! In meinem Bericht habe ich wegen der teilweise unverständlichen Sprache Kritik ausgeübt, die galt vor allem Obrechts Ausführungen zum systemtheoretischen Paradigma. Doch habe ich auch gesagt, dass der Ansatz mich neugierig gemacht hatte.

Das war der Auftakt! Ich fühlte mich richtig herausgefordert! Das werden wir doch mal sehen, wenn ich das nicht kapiere! Da wollen wir doch mal gucken! Und dann habe ich angefangen, mich einzubuddeln, habe mir den Obrecht vorgenommen und dann habe ich die Staub zum so-und-so-vielten Male gelesen. Heute können Sie mich nachts um vier Uhr wecken und ich spule Ihnen das Konzept nur so runter.»

Inzwischen ist der Beitrag der Zürcher Schule für Juliane Sagebiel unersetzbar: «Jetzt kenne ich die Grundmelodie. Die Theorie ist nachvollziehbar, einleuchtend, anfassbar. Sie erfordert zwar Abstraktion, aber diese Abstraktion kann man immer erklären. Sie ist anschlussfähig an unser gewohntes Denken. Mit der Zürcher



Dr. Juliane Sagebiel ist Professorin an der Hochschule München an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften. Sie hat folgende Lehrgebiete in der Sozialarbeitswissenschaft: Geschichte und Theorien der Sozialen Arbeit, Internationales / Interkultureller Dialog, Systemtheorien, Teambberatung.

Schule haben wir einen systemtheoretischen Zugang für unsere Arbeit, der uns auf allen Wissenssebenen der Handlungstheorie ermöglicht, professionell zu denken, zu beschreiben, zu bewerten und zu handeln. Wir haben nun auch eine Folie vor deren Hintergrund wir die Möglichkeit haben, ein Selbstwertgefühl für unsere Profession zu entwickeln. Wir haben eine Geschichte. Wir haben Gründungsmütter und -väter.»

Für Juliane Sagebiel ergänzen sich die beiden Schulen somit ideal.

«Wenn ich Organisationen analysiere, dann mache ich das nach Luhmann. Auf der Makroebene und auf Ebene der Organisationen ist Luhmann brilliant. Den Leuten gehen Lichter auf: Ja, jetzt ist klar, warum mein Antrag abgelehnt wurde. Ja, jetzt ist klar, warum mir der Kollege Schwierigkeiten macht. Der Umgang mit Behörden und der Bürokratie wird durch Luhmann ungemein erleichtert. Mit Luhmann kann ich die systeminhärenten Codes identifizieren, benennen und verstehen. Ich kann dadurch einen Schritt zurücktreten, beobachten und so Distanz gewinnen, und ich weiss wie ich kommunizieren muss, um verstanden zu werden.

Wenn es aber um die Beschreibung, Erklärung und Behandlung von Notlagen geht oder wenn wir Machtphänomene analysieren, dann kommen wir mit Luhmann nicht weiter. Das ist genau der Punkt, an dem die Reichweite seiner Theorie aufhört. Jetzt gehen wir mit Staub weiter. Da ist sie ganz präzise!»

Mit Staub-Bernasconi hat Juliane Sagebiel inzwischen ein freundschaftliches Verhältnis: «Was mich mit Silvia innerlich verbindet: Sie ist unabhängig vom Alter eine streitbare, kreative, kluge Frau und sie lässt sich nichts bieten!» Eines Tages sitzen sie beim gemeinsamen Mahl: ««Wissen Sie, irgendwie beschäftige ich mich mit Luhmann.» Als wenn ich den falschen Knopf gedrückt hätte, richtete sie sich auf, legte das Besteck zur Seite und entgegnete heftig: Der Luhmann erklärt doch gar nichts!»

Bei der Frage nach dem Menschenbild kommt auch eine ausgeprägt religiöse Dimension zum Vorschein. «Wir kommen auf diese Welt, um Aufgaben zu lösen, um uns zur Verfügung zu stellen. Wir durchlaufen zwei Leben. Im ersten Leben bin ich auf mich selber fixiert, lerne wie ich meine Aufgaben bewältigen kann. Im zweiten Leben verschiebt sich mein Blick nach aussen: Ich gebe mein Bestes und zwar nicht für meinen eigenen Nutzen, sondern für meine Familie, meine Gemeinde und für soziale Projekte. Studierende versuche ich zu unterstützen und zu fördern. Schliesslich habe ich in meinem ersten Leben auch solche hilfreichen Unterstützungen erfahren.»

Aus Perspektive des zweiten Lebens kann auch Juliane Sagebiels stetes Bemühen um Versöhnung zwischen der Zürcher und der Bielefelder Schule in neuem Licht betrachtet werden: «Wo liegt in den beiden Zugängen der theoretische und professionelle Nutzen? Das interessiert mich! Zusammenführen, Brücken bauen, das ist eigentlich mein Lebensthema.»

Das Interview hat Juliane Sagebiel erlaubt, neue Erkenntnisse zu gewinnen. «Ich musste die Dinge wieder beschreiben und so konnten auch neue Verknüpfungen entstehen. Und es war gut, nochmals zu sehen, dass Religion für mich eine so zentrale Rolle spielt.» ●

Erschienen in: «impuls» September 2014, S. 16 ff.

Ein facettenreiches Bild: fünf Menschen, fünf Biografien, fünf Zugänge zur Systemtheorie – Fazit von Salvatore Cruceli

In drei Ausgaben des Magazins «impuls» sind fünf Menschen porträtiert worden, die sich mit Systemtheorie auseinandersetzen. Entstanden ist ein äusserst facettenreiches Bild. Das erste Interview hat in Luzern stattgefunden. Martin Hafen vertritt einen puristischen Zugang zur soziologischen Systemtheorie und dekliniert diesen in verschiedenen Praxisfeldern der Sozialen Arbeit. Danach folgte die Begegnung in Potsdam mit Heiko Kleve. Bei ihm sind eklektizistische Experimente durchaus erlaubt, ja sogar notwendig. Während Hafen eher die Makro- bzw. die Mesoebene anvisiert, interessiert sich Kleve prioritär für die Umsetzung auf der mikrosozialen Ebene. Wie lassen sich systemtheoretische Begründungen in Beratungssituationen umsetzen? Welche Methoden und Techniken sind dabei anschlussfähig? Sabine Klar in Wien hat sich mit der Systemtheorie äusserst engagiert auseinandergesetzt und sich später – über den Bezug zu Nietzsche – wieder davon entfernt. Trotz dieser Distanznahme ist beeindruckend, wie ihre theoretischen Bezüge und ihr Wording weiterhin sehr systemisch sind. Die beiden letzten Interviews wurden in München durchgeführt. Tilly Miller nutzt die Systemtheorie für gesellschaftliche und institutionelle Analysen, kritisiert jedoch, dass der Mensch verloren gehe. Bei Juliane Sagebiel ist besonders auffällig, wie sie sich aus dem «Religionskrieg» zwischen der Zürcher und der Bielefelder Schule herausnimmt und dabei vermittelnd und integrierend auftritt.

In der Folge möchte ich auf einzelne Aussagen zurückkommen, die in der Einleitung zur Artikelserie thesenartig formuliert wurden.

Das Verständnis des Radikalen Konstruktivismus – und die ihm zugemessene Bedeutung – wird von meinen Interviewpartnerinnen und -partnern nicht einheitlich gehandhabt. Das ist beim Nuancenreichtum dieser (philosophischen) Idee auch nicht weiter überraschend. Der Konstruktivismus wird in einzelnen Interviews kaum erwähnt oder aber in seiner radikalen Form abgelehnt. Meinerseits konnte ich die – ebenfalls vertretene – Auffassung vertiefen und festigen, dass die Idee des Radikalen Konstruktivismus nur dann sinnvoll und praxisrelevant ist, wenn wir von einer real existierenden Welt ausgehen. Paradoxerweise ist eben diese real existierende Welt unerforschbar und wird in einem, gleichzeitig individuellen und sozialen Prozess, kontinuierlich konstruiert. Die Radikalität dieser Weltanschauung hat, sofern sie konsequent verinnerlicht wird, notwendigerweise tiefgreifende Auswirkungen auf das Denken und den Alltag.

Die uns vertrauten Kategorien «Mensch» und «Identität» werden in der soziologischen Systemtheorie grundlegend in Frage gestellt. «Mensch» ist als theoretisches Konzept viel zu diffus und daher unbrauchbar. «Identität» wird vom jeweiligen Kontext bestimmt, ist daher höchst prozesshaft und hat keinen dauerhaften Kern. Bei Luhmann geht der Mensch verloren. Das ist, zumindest für die drei weiblichen Interviewpartnerinnen, eine bedeutsame Grenze seiner Theorie. Der Genderaspekt hat dabei natürlich keinerlei statistische Aussagekraft, ist im Rahmen der Interviews jedoch auffällig.

Schliesslich sei auf die Wertedimension hingewiesen, welche, interessanterweise parallel zur Frage nach dem Menschenbild, wiederum unterschiedlich gehandhabt wird. Auch hier grenzen sich die drei Interviewpartnerinnen im Gegensatz zu den männlichen Kollegen von der rein beschreibenden Position Luhmanns ab und vertreten universelle Werte, welche konkret jeweils religiös begründet werden.

Der erbitterte theoretische Streit, welcher zwischen der Bielefelder und der Zürcher Schule tobt, bewegt sich im Wesentlichen entlang der eben beschriebenen drei Kriterien: Konstruktivismus, Menschenbild und Wertefrage. In den Portraits lassen sich Ansätze finden, in denen die beiden Zugänge zwar nicht miteinander versöhnt werden können – zu unterschiedlich sind die jeweiligen Grundvoraussetzungen – aber, im Interesse der Profession Soziale Arbeit, durchaus komplementär angewendet werden. ●

Abonnieren Sie das Magazin «impuls» kostenlos:
soziale-arbeit.bfh.ch/impuls

Berner Fachhochschule

Fachbereich Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10
3012 Bern

Telefon +41 31 848 36 00

soziale-arbeit@bfh.ch
soziale-arbeit.bfh.ch

Studium

- Bachelor und Master in Sozialer Arbeit

Weiterbildung

- Master, Diploma und Certificate of Advanced Studies
- Kurse
- Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen

- Evaluationen und Gutachten
- Entwicklung und Beratung
- Bildung und Schulung

Angewandte Forschung und Entwicklung

- Soziale Intervention
- Soziale Organisation
- Soziale Sicherheit